

Nachtigallen schlagen. Die Mauersegler, die meist mit großer Pünktlichkeit um den ersten Mai aus Transvaal und dem Kapland zurückgekehrt sind, schießen mit schrillen Rufen über die Dächer dahin. Die Vögel, die erst so spät im Mai bei uns ankommen, verlassen uns meist auch wieder sehr früh, d. h. schon im August. Dennoch ist ihre Heimat bei uns, wo ihr Nest steht und nicht im südlichen Afrika. Anfang Juni verstummen schon einige der eifrigsten Sänger, und ist einmal die Sommersonnenwende überschritten, dann sind die Nachtigall und fast alle übrigen Sangeskünstler schweigsam geworden. Noch einige sommerliche Wochen gehen übers Land und schon ergreift die Zugunruhe wieder den kleinen Vogelkörper. Zwischen der Heimat im Norden und der Fremde im Süden ist das Leben der Zugvögel gespannt. Sie sind des Äthers Lieblinge und müssen nicht schweren Schrittes wie der Mensch über die mühsame Erde schreiten. Kein Dichter hat ihr Wesen so tief erahnt wie Friedrich Hölderlin in seinem Gedicht „An den Äther“:

„Aber des Äthers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf.“

Heiliges Rußland¹

Von JEAN DÉCARREAUX O.S.B.

Am 10. Juli 1918 wurde in Rußland die neue Verfassung verkündet, die den Arbeitern „die wahre Gewissensfreiheit“ garantierte, „freie antireligiöse Propaganda“ zugestand und zugleich betonte, daß die Partei „bei der Befreiung der arbeitenden Massen von den religiösen Vorurteilen ihren Beitrag zu leisten hätte“. Dieses heuchlerische und widerspruchsvolle Dokument enthielt das Todesurteil der Orthodoxen Kirche. Nach einem Wort des Patriarchen Tychon, der sich nicht beugen wollte, hatte die Kirche sich nunmehr für den Gang nach Golgatha zu rüsten.

Man weiß in großen Zügen, welches die Stationen dieses Kreuzwegs gewesen sind, auf dem die Orthodoxie, entkräftet und entehrt, trotz ihres guten Willens jedesmal ein Stück mehr ihrer Substanz einbüßte. Die „Gottlosen-Bewegung“ hat eine traurige Berühmtheit erlangt. Die „Liga der Atheisten“, die 1925 gegründet, Kinder von sechs bis vierzehn Jahren als Pioniere anwarb, zählte 1930 zweieinhalb Millionen fanatischer Anhänger. Am 8. April 1929 nahm ein Gesetz der Kirche sämtliche Werke der Erziehung und der Wohltätigkeit und machte die Ausübung des Kultes praktisch unmöglich.

¹ *Ivan Kologrivof*, Essai sur la Sainteté en Russie. Beyaert, Bruges, Belgien, 1953. Eine deutsche Übersetzung dieses Buches durch Frau Merkelbach-Pink ist in Vorbereitung und soll bei Manz, München, herauskommen. — Vgl. *M.-J. Rouet de Journel*, Monachisme et monastères russes und *Metropolit Seraphim*, Die Ostkirche, Stuttgart 1950, Spemann.

Endlich ordnete der „Fünfjahresplan des Atheismus“ vom 15. Mai 1932 an, daß „ab 1. Mai 1937 auf dem ganzen Gebiet der UdSSR kein Gebetshaus mehr existieren und der Begriff Gottes selbst als ein mittelalterliches Überbleibsel und Instrument der Unterdrückung der Arbeiterklasse aus der Union der Sowjetrepubliken verbannt sein sollte.“ Mit einem Federstrich hatten die Bolschewisten beschlossen, dem „Gottesträgervolk“ (wie Dostojewski sagen würde) seine Seele zu rauben und ganze Jahrhunderte seiner Geschichte zu streichen, die von der Bekehrung des heiligen Wladimir an die russische Erde allmählich zusammengefügt und zum „heiligen Rußland“ gemacht hatten.

So oft man von der russischen Erde spricht, muß man — so wenig originell das auch ist — ihre Grenzenlosigkeit betonen. Diese weite Fläche „einförmig wie ein Ahornblatt“ umfaßt die Hälfte von Osteuropa. Der Nordteil, südlich durch die Linie begrenzt, die von Kiew über Orel, Tula, Nischni-Nowgorod und Kasan nach Ufa verläuft, ist vor allem Waldgebiet. Das Land südlich dieser Linie bietet sich dar als endlose Fläche schwarzen Bodens und weiter Steppen. Es heißt seit alters das Land der Furcht. Es gibt dort, so sagt man, nicht so viel Steine, um einen Hund zu verjagen. Der kontinentale Winter kennt zuweilen Tiefsttemperaturen von minus 40 Grad und darunter, während im Sommer die Hitze 35 Grad überschreiten kann, und die Heuernte mit ihren Stechmücken zur Hölle wird.

Dennoch hängt der Russe an dieser ungnädigen Erde. Ja, er empfindet in der Berührung mit ihr eine Art abergläubischer Zuneigung. Die Legende erzählt, ein Gutsherr namens Swiatogor habe bei einem Spaziergang einen Bauern erblickt, der einen Sack auf seinen Schultern trug. Er holte ihn ein und wollte den Sack, den der Muschik auf den Boden gestellt hatte, anheben; aber er vermochte nicht, ihn auch nur um Haaresbreite zu bewegen. „Was enthält denn der Sack?“ fragte Swiatogor. „Das ist“, sagte der Mann, „das Gewicht der Mutter Erde, und ich bin Mikula (Michel), der Muschik, und werde von meiner Mutter, der feuchten Erde, geliebt.“

Die feuchte Erde ist das passive und wohltätige Element, das die Sonne befruchtet. Sie hat geweint, als sich während der Schlacht von Kulikowo das Schicksal des kommenden Reiches entschied; und vor der Revolution wechselte der russische Soldat immer, wenn es in den Kampf ging, seine Leibwäsche aus Ehrfurcht gegenüber der Mutter Erde, falls er fallen sollte. Zwischen ihr und dem Bauern besteht so sehr ein kosmisches Band, daß es genügt, sie (wie einst Antäus) zu berühren, um neue Kraft wiederzufinden. Die Erde hat einen Namen: Tatiana; ihr Fest wird im Mai oder am Pfingstmontag gefeiert. Wenn man nach Sibirien aufbricht, nimmt man in einem Beutel Heimat Erde mit, um sie in die Fundamente der neuen Siedlung zu betten. Auf sie legt man die heiligsten Eide ab. Gegen sie kann man sich sehr schwer versündigen. In diesem Falle nimmt die Mutter Erde die Beichte entgegen und verzeiht, wenn die Sünde überhaupt verziehen werden kann. Danach hat man nur noch den Priester aufzusuchen, der seinerseits von den Sünden losspricht, die seiner Zuständigkeit unterstehen. Dieses Gefühl, das bis in die Religion Eingang gefunden hat, ist nie völlig aus der Psychologie des Russen herausgerissen worden.

Das Fehlen der Grenzen, die Härte des Klimas, der fast sakramentale Wert der Erde haben die russische Seele geformt. Während der Mittelmeermensch so stolz auf seine Grenzen ist, daß er aus der Präzision eine intellektuelle Tugend und eine Norm für sein Handeln gemacht hat, besitzt der Russe ein stark ausgeprägtes Unabhängigkeitsbedürfnis, ein Verlangen nach Freiheit und nach dem Unbestimmten. Die Härte eines Lebens in einem Klima äußerster Gegensätze hat ihn im übrigen an den Gedanken gewöhnt, daß Leiden zum Leben gehört.

Von daher ist bei ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber Gütern verständlich, die jeden Augenblick fehlen können. Der Russe hat ein tiefes Bewußtsein von ihrer Vergänglichkeit. So fällt es ihm leicht, ohne sie auszukommen oder, falls er sie besitzt, sie großartig zu verschwenden. Güter, die der abendländische Mensch zur Höhe ethischer Werte erhoben hat und denen er über den Tod hinaus Dauer zu geben sich bemüht, wobei er Gefahr läuft, praktisch die Vorsehung zu vergessen: soziale Stellung, Ehre oder wenigstens Ehrenhaftigkeit, das Sicherstellen von Reserven, all diese äußeren Zeichen eines guten Gewissens haben für den Russen nicht den Charakter eines Absoluten für die Errichtung einer Civitas, in der, wie er weiß, doch nichts von Bestand ist. Es scheint sogar, daß er „durch seine Sünden und nicht durch seine Tugenden“ an die Güter der Erde gebunden, nicht immer von seinem Eigentumsrecht voll überzeugt ist, das doch das heilige Fundament der westlichen Bourgeoisie ist, für die jede Änderung mit Revolution gleichbedeutend ist. In allen Ordnungen, der materiellen, geistigen und sittlichen, macht der Russe leicht den Eindruck des Bohémien, der immer darauf aus ist zu wandern. Und wenn dieses Nomadentum auch schmerzlich sein muß, er wird ein Leiden nicht fliehen, für das ihm die Natur reiche Kraftreserven bereitgestellt hat. Auf diese Weise erklärt sich vielleicht bei Tolstoi, der doch materiell so gut gestellt war, der Fluchttrieb, der ihn so oft gequält hat.

Das Freisein von übermäßiger Sorge um die zeitlichen Güter in einer vorläufigen irdischen Civitas macht den Russen um so geeigneter, nach den Umrißlinien der kommenden Civitas Ausschau zu halten. Lebhafter und ernsthafter als der abendländische Mensch glaubt er an die Auferstehung; gerade weil der Tod, d. h. letztlich eben die Auferstehung, seinem geistigen Nomadentum in einem neuen Himmel und einer neuen Erde Heimat geben wird. Im Westen sind dem Geheimnis der Verklärung geweihte Kirchen wenig zahlreich; in Rußland gibt es ihrer eine ganze Menge. „Verklärung“, das ist das große Wort der russischen Hoffnung. Die Erde selbst wird verklärt werden, ebenso wie die Leiber und die Seelen. Und weil er von dieser Erwartung lebt, wirft sich der Russe, wenn es sein muß, in die unabsehbaren Fluten des Schmerzes, die „noch breiter sind als die Fluten der Wolga“. Wenn Gott nicht mehr da ist, dann werden wir erleben, wie sich die zerstörerischen Kräfte entfesseln. Auch sie werden von einer Mystik der Verklärung getrieben werden, aber es wird eine falsche Mystik sein, die auf ihre Weise das Antlitz der Erde erneuern möchte. Sie wird versuchen, und wäre es auch um den Preis einer totalen Lebensverachtung, der Welt einen neuen Himmel und eine neue Erde aufzuzwingen, und würde auch vor den Beinhäusern nicht halt machen. Ist aber Gott da, dann nimmt

alles die Gestalt der Heiligkeit an. Auch sie wird wie alle Geburten auf der Humuserde des Leidens wachsen müssen. Erneuerung des Kosmos durch das Leiden, mit Gott oder gegen Gott, in jedem Fall radikal und ohne Mitte. Von vornherein ist die Einwilligung in jedes Äußerste gegeben. Das sind ohne Zweifel die auffallendsten Züge der russischen Seele. Und da für den Russen alles in kosmischen Zusammenhängen steht, wie für ihn Fehltritt oder gute Tat des einen auf alle zurückwirkt, so wird er im Kollektiv verdammt oder im Kollektiv gerettet werden.

Diese Neigung zu den Extremen, die den absoluten und paradoxen Aussagen des Evangeliums so verwandt ist, kann nur eine originale Frömmigkeit hervorbringen: den „Podwig“, was in etwa dem englischen „performance“ und unserem Wort „Heldentat“ entspricht. Der „Podwig“ ist die endgültige oder auf Zeit eingegangene Verpflichtung zu heldenhaften Leistungen oder einem Lebensstand, der heldenhafte Überwindungen erfordert. Das mönchische Leben z. B. ist ein allgemeiner Podwig. Doch im Ordensstand wieder kann der Mönch, wäre es auch nur für eine bestimmte Zeit, einen besonderen Podwig auf sich nehmen: strenges Fasten, sich der Kälte oder der Mückenplage aussetzen (was in Rußland nicht wenig sagen will), ein Leben als Rekluse führen. Zweifellos geht der Podwig geschichtlich auf die fernen und manchmal befremdenden aszetischen „Sportleistungen“ der Wüstenväter zurück. Dennoch ist er in vielen Fällen spezifisch russisch.

Der Podwig der „strastotepzy“ ist einer der ersten, denen man in der russischen Hagiographie begegnet. Der „strastotepez“ oder „Passionist“ ist ein Christ, der widerstandslos und als freiwilliges Opfer nach dem Vorbild des Lammes Gottes einen gewaltsamen Tod annimmt. Er ist nicht eigentlich ein Märtyrer. Denn, wenn er getötet wird, so geschieht es nicht aus Haß gegen Christus. Es kann sein, daß er in seinem Leben außer im letzten Augenblick keine besondere Anlage zur Heiligkeit besessen hat. Noch weniger braucht er Wunder gewirkt zu haben. Er hat nur einfach, als sich die Gelegenheit dazu bot und manchmal, während er gleichzeitig durchaus am Leben hing, einen qualvollen Tod in Christus hingenommen. Die heiligen Brüder Boris und Gleb, die 1020 kurz nach ihrem Tode heiliggesprochen wurden, sind nur deshalb zur Ehre der Altäre gelangt, weil sie von ihrem Bruder Swiatopolk getötet wurden, ohne daß es eine Möglichkeit zur Flucht für sie gab. Andere, wie die Fürstin Olga und der Fürst Wladimir († 1015), sind zur Ehre der Altäre erhoben worden, weil sie gegen Ende ihres Lebens das Beispiel der Nächstenliebe und Milde gegeben hatten zu einer Zeit, da Brutalität und Grausamkeit im täglichen Leben gang und gäbe waren. Ebenso hat die russische Kirche den Fürsten Ehre erwiesen, die Mönche wurden, und besonders den heiligen Fürsten, die das Vaterland gegen die Tataren und andere Fremdvölker verteidigt haben: so den Fürsten Alexander Newski († 1263), der gepriesen wird, „weil er viel für die russische Erde gearbeitet hat und für Nowgorod und für Pskow und für das ganze russische Land und weil er seinen Leib für die orthodoxe Christenheit hingegeben hat“. Als weitere Beispiele eines christlichen Lebens, das innerlich ernst macht und die Standespflichten beobachtet, lassen sich einige wenige heilige Frauen des russischen Kalenders nennen wie z. B. Juliana von Lasarewskoie († 1604), deren Podwig einfach in Nächstenliebe, Demut

und Sanftmut bestand. Freilich kann keine von ihnen den Vergleich mit der heiligen Gertrud, Katharina von Siena oder Teresa von Avila aushalten.

Am äußersten Ende der lange Reihe der Podwigi erscheinen die Narren in Christo, deren Ursprung in den Gebieten Ostdeutschlands zu suchen ist. Sie waren in Rußland besonders vom 14. bis 17. Jahrhundert sehr zahlreich und sehr volkstümlich; aber sie zählen verhältnismäßig wenig kanonisierte Heilige: zweiunddreißig im ganzen. Die Kirche war ihnen gegenüber äußerst zurückhaltend. Einer von ihnen, Basilus, der 1588 kanonisiert wurde, hat noch heute seine Kathedrale nahe dem Kreml auf dem Roten Platz.

Der Narr in Christo nimmt die Worte des heiligen Paulus über die Weisheit der Welt und die Torheit des Kreuzes dermaßen ernst, daß er freiwillig auf die unterste Stufe der Erniedrigung hinabsteigt. Er ist bei Sinnen; aber will, daß man ihn — mit allen Folgen, die das haben kann — für von Sinnen hält. Der Geistesstolz, welcher der Vollkommenheit so radikal entgegensteht, wird durch ein ganzes ausgeklügeltes System vernichtet, das dem gesunden Menschenverstand und manchmal selbst der Sittlichkeit stracks zuwiderläuft. Um jeder Menschenwürde verlustig zu gehen, sucht der Narr in Christo die Verachtung des Nächsten auf sich zu ziehen. Es liegt ganz in der Linie seines Berufes, wenn er es erreicht, für den Abschaum der Menschheit gehalten zu werden. Er kultiviert den Schmutz, lebt als Vagabund, verletzt die Grenzen der Schicklichkeit und erregt Ärgernis. Basilus geht z. B. so weit, die Mauern von „Häusern der Sünde“ zu küssen, weil er die Engel über deren Schwelle hat weinen sehen. Doch der gleiche Basilus — und das ist eine andere Form der Torheit für Christus — wirft mit Steinen die Fenster unbescholtener Häuser ein, weil er gesehen hat, wie die Teufel ihre scheinheiligen Mauern bewachten. Denn der Narr in Christo ist gleichzeitig Prophet nach dem Muster der Propheten des Alten Bundes. Nicht immer sagt er die Zukunft voraus. Aber immer wagt er es, Unrecht und Verkehrtheit anzuklagen und seine Anklagen den Mächtigen ins Gesicht zu schleudern, mögen sie Kaiser oder Kirchenfürsten sein. Ein anderer Narr, Nikolaus von Pskow, fand einen Weg, sich Iwan dem Schrecklichen verständlich zu machen. Er setzte ihm ausgerechnet in der Fastenzeit eine Mahlzeit seiner Erfindung vor: frisches Blut und rohes Fleisch!

Der Podwig des Ordenslebens findet seinen natürlichen Platz zwischen denen der „Passionisten“ und denen der Narren in Christo. Die Vorliebe des Russen für das Absolute fand da willkommene Nahrung, um in harter körperlicher Kasteiung, soweit nur möglich, bereits hienieden die Arbeit der ersuchten Verklärung vorzunehmen. Die heiligen Mönche sind die zahlreichsten und volkstümlichsten Heiligen des russischen Kalenders. Zu gewissen Zeiten stand das Mönchtum in so großer Achtung, daß bedeutende Persönlichkeiten, die unter anderer Rücksicht nicht gerade erbaulich gelebt hatten, Wert darauf legten, bei ihrem Sterben das heilige Ordenskleid anzulegen. Auf die Weise traten sie, freilich nur für sehr kurze Zeit, in das „engelgleiche Leben“ ein und glaubten nun, sie dürften ihrer ewigen Seligkeit gewiß sein. Die Übernahme dieser Hypothek im letzten Augenblick ist natürlich eine Verirrung; aber sie ist bezeichnend.

Man darf sich das mönchische Leben in Rußland nicht nach dem uns bekannten abendländischen Muster vorstellen. Seit dem heiligen Benedikt le-

ben die Mönche des Westens mit wenigen Ausnahmen zusammen und bieten das Bild einer völlig durchorganisierten Gemeinschaft. Der ganze geistliche Dienst steht unter einer einheitlichen Regel und geschieht nach genauen Methoden. Dabei spielt der Einfluß der römischen Ordnung und Organisation gewiß keine geringe Rolle. Trotz aller Schmiegsamkeit und Anpassung im Lauf der geschichtlichen Entwicklung und obwohl der moderne Begriff der „Kongregation“ dem abendländischen Mönchtum zunächst fremd ist, ist doch der Begriff der Ordnung in jeder Beziehung grundlegend. In Rußland dagegen wie im übrigen Orient lebt die Masse der Mönche viel weniger einheitlich. Die byzantinische Regel Theodors von Studion († 826), eine Umgestaltung der Regel des heiligen Basilius, ist die Charta des russischen Mönchtums gewesen. Aber die Umstände von Zeit, Ort und Personen haben — zusammen mit dem Individualismus — zu einer großen Buntheit geführt. Neben zönotischen Klöstern, in denen der Igumen (Vorsteher) seine Leute zuweilen wie eine Schwadron zum Kampf führt, finden sich Skiten, d. h. Klöster im kleinen, die nur ein paar Mönche beherbergen, Einsiedler, Gyrovagen (oder Wandermönche), und — sagen wir es nur: Originale mit wenig oder gar keiner klösterlichen Ausbildung. Oft sogar sind Mönche, und nicht von den geringsten, wie sie gerade die Lust anwandelte und ohne besondere Vorbereitung, von einer dieser Formen zur andern hinübergewechselt. So haben einige zunächst in der Gemeinschaft gelebt und sind später Einsiedler geworden. Andere haben als Einsiedler ihre ersten Schritte in der Askese gemacht und sich in der Folge einem Skit oder einer großen Mönchsgemeinde angeschlossen.

Ein weiterer Zug östlicher Buntheit ist die Idiorhythmik, d. h. ein System, wobei der Mönch nur zum Teil in der Kommunität lebt, frei über eine gewisse Summe verfügt und nur lose von seinen Obern abhängt. Es gab heilige Mönche, die wahre Gelehrte waren und auf ihre Umgebung einen sehr wohlthätigen kulturellen und sozialen Einfluß ausübten. Viele andere dagegen besaßen eine sehr geringe Bildung, war doch intellektuelle Bildung selbst beim heiligen Benedikt nie ein wesentlicher Zug des mönchischen Lebens. Doch mag ihr Wissen noch so gering gewesen sein: immer hat ihr religiöses Ideal darin bestanden, die Nachfolge Christi anzustreben durch Gebet, Einfalt, Sanftmut, Armut, demütigen Gehorsam und die Liebe zu den Brüdern und zum Nächsten, alles Tugenden, die dem Osten mit der universalen Kirche gemeinsam sind, und alle geeignet, in heroischem Grade geübt zu werden. Selten begegnet man auch regelrechten geistlichen Abhandlungen; widersteht doch dem Russen jede Systematisierung. Er zieht es vielmehr vor, Christus zu leben, als ihn nach den verschiedenen Schulen zu studieren. Daher kommt es, daß seine geistliche Literatur vor allem aus Heiligenleben besteht, in denen sich übrigens legendäre und geschichtliche Züge, erbauliche Wunderberichte und beglaubigte Heiligkeit vielfach vermischen. Doch diese Heiligenleben sind so reich, daß es möglich ist, hinter dem frommen Wortschwall, der oft die echten Züge der Helden verdeckt, eine wahre geistliche Lehre zu finden.

Es kann nicht bestritten werden, daß der Einfluß von Byzanz beträchtlich gewesen ist, seit im Jahre 867 Fürst Askold von Kiew und nach seinem Beispiel im Jahre 987 der heilige Wladimir das Christentum angenommen

hatten. Ebenso läßt sich nicht leugnen, daß das russische Mönchtum im Lauf seiner langen Geschichte zu wiederholten Malen vom Berge Athos erfreuliche Antriebe erhalten hat. Dennoch ist die russische Heiligkeit durchaus original. Während das Ordensleben in Byzanz vom 11. Jahrhundert an zu erstarren begann, fing es genau im gleichen Zeitpunkt in Rußland an, sich in seiner ganzen Frische zu entfalten, und gleich von den Anfängen des russischen Mönchtums an wurde die Regel Theodors von Studion übernommen. Wenn der byzantinische Mönch auch niemals die sozialen Werke, die mit seinem Stande vereinbar waren, vernachlässigt hat, so ist er doch vor allem ein Mann der Kontemplation gewesen. Der russische Mönch ist individualistischer, mehr zur Außenwelt hin geöffnet. Er war nie ausschließlich dem liturgischen Gebet ergeben, obwohl dies einen guten Teil seines Tagewerks ausfüllte. In Rußland begegnet man nicht dem ununterbrochenen liturgischen Gottesdienst, wie bei den „Schlaflosen“ von Byzanz (den Akoimeten), die in ihren Kirchen ein ununterbrochenes Gotteslob eingerichtet hatten, das durch sich ablösende Mönchsgruppen bestritten wurde. Man wird auch keinen Werken begegnen, die der „Erklärung der göttlichen Liturgie“ von Nikolaus Kabasilas (14. Jahrhundert) vergleichbar wären. Schon der Titel ist bezeichnend für eine ganz auf das Göttliche Offizium konzentrierte Frömmigkeitsrichtung. Die Auseinandersetzung über das Gebet des Schweigens und die Kontemplation (Hesychasmus), welche die Mönche vom Berge Athos im 14. Jahrhundert so heftig bewegte, scheint die russischen Klöster wenig berührt zu haben. Umgekehrt wurde die Sorge für den Mitmenschen von fast allen heiligen Mönchen Rußlands — mehr als in Byzanz — als normale Auswirkung des Ordensstandes betrachtet. Sehr viele Klöster sind vor den Toren der großen Städte errichtet worden, und oftmals ist der Mönch ausgezogen, um als Missionar tätig zu sein: um die Mitmenschen zu unterrichten, sie gegen Unrecht zu verteidigen und ihnen materiell zu helfen. Er ist mehr als einmal zwischen den kleinen Leuten und den Großen ein wertvoller Vermittler und kluger Berater gewesen.

Die Sorge um das Heil der Mitmenschen hat in Rußland sogar eine eigene Form ausgebildet, die dem Westen völlig fremd geblieben ist. Aus den „Brüdern Karamasow“ von Dostojewski ist die Gestalt des Starez Sossima bekannt, der dort übrigens idealisiert wird. In Wirklichkeit ist der Starez vom Athos übernommen; aber erst in Rußland hat er sich voll entfalten können und bildete hier das notwendige Gegengewicht gegen den starren Formalismus, dem die russische Kirche unausweichlich verfallen schien, da sie immer mehr ein treues Ebenbild des zaristischen Rußlands wurde. Der Starez, eine durch Alter oder Erfahrung ehrwürdige Gestalt, ist Mönch aber nicht notwendig Priester. Zuweilen ohne Bildung und besondere Sendung ist er einzig durch die Macht seiner geistigen Ausstrahlung nicht nur der Führer seiner Brüder, sondern vor allem der Massen des Volkes, die sein Ruf anzieht. Der Starez fügt sich nicht in die Hierarchie ein. Es kann geschehen, daß sein Einfluß bei den geistlichen Obern Verdacht erregt und sie ihm vorwerfen, abgeirrt zu sein, während der Klerus ihm mißtraut, weil er eine Seelsorgstätigkeit nicht gerne sieht, die sich ihm entzieht. Im Kloster hat der Starez keine bestimmte Funktion. Oft wohnt er sogar an der Pforte des Klosters in einer armseligen Hütte, und dort empfängt er dann die Pilger. Eine langjäh-

rige Übung der Askese, der Kontemplation und der Selbstbeobachtung hat ihn in der Unterscheidung der Geister geschult. Sein ganz einfach gewordener Blick macht es ihm möglich, ohne Umschweife auf die Hauptsorge seines Besuchers einzugehen und sie mit einem Wort von ihm zu nehmen. Das Wunder liegt keineswegs außerhalb des Bereichs seiner Tätigkeit. Der heilige Mann ist so erfüllt von Gottes mildem Licht, daß seine Güte wie von selbst auf die Pilger überströmt, die ihm nahen, und sie manchmal berührt, noch ehe sie die Tür seiner Zelle erreicht haben. Gewöhnlich nimmt der Starez keine Beicht entgegen. Er sieht, er berät, er tröstet, er heilt. Der Einfluß der Starzen erreichte im 19. Jahrhundert eine außerordentliche Anziehungskraft. „Sie waren wirklich“, sagt P. Kologrivof, „die Lehrer des russischen Volkes und ihre Zellen wurden zu Lehrstühlen, von denen aus es seine geistliche Bildung empfing.“

Eineinhalb Jahrhunderte, nachdem das Kiew-Reich den Glauben angenommen hatte, kam ein Russe, der auf dem Athos das heilige Mönchsgewand empfangen hatte, aber in den byzantinischen Klöstern nicht gefunden hatte, was er suchte, nach Kiew und ließ sich in einer Grotte in der Nähe der Stadt nieder. Jünger schlossen sich ihm an, die er ohne Rücksicht auf Rang und Vermögen aufnahm. Doch trennte er sich wieder von ihnen und lebte in einer entlegenen Höhle als Einsiedler. Damit hatte der heilige Antonius († um 1073), ohne es zu ahnen, das Mönchsleben auf russischem Boden gegründet. Seine berühmte Laura (Anachoretenkolonie) von Petschersk wurde das erste nationale Kloster und die geistliche Festung Rußlands.

Die Aufgabe, das genannte Grottenkloster zu organisieren, fiel seinem Schüler Theodosius († 1074) zu, welcher der Vater der „Christus-sehr-Ähnlichen“ wurde und das erste Zönobitenkloster gründete. Um Mönch zu werden, hatte Theodosius sich gegen eine Mutter durchsetzen müssen, mit der offenbar nicht leicht zu verhandeln war: stark wie ein Mann, keifend wie ein Weib, war sie darauf aus, daß ihr Sohn seiner sozialen Stellung nichts vergab; bereit, dieses Anliegen mit kräftigen Prügeln zu unterstützen, um schließlich nach manchen derartigen Auftritten selbst ins Kloster zu gehen! Der Sohn dieses Mannweibs war ein sanfter Mensch. Er liebte die Bücher und schöne Bucheinbände und studierte gern. Aber noch mehr liebte er die Armut und seine Freude war es, beim Bäcker die Brote für die Opferfeier (Prophoren) selbst zu bereiten. Er trug Bußketten und fand immer, daß er zu gut gekleidet war. Eines Tages floh Theodosius aus dem elterlichen Haus und wurde ins Grottenkloster von Kiew aufgenommen. Statt Ketten zu tragen, hatte er sich nun den Stechmücken auszusetzen. Vor allem aber begriff er, daß sein Leben nun völlig aufzugehen hatte in Gehorsam, Buße, Demut und Gebet. Vorsteher geworden, zeichnete sich Theodosius durch weise Mäßigung aus. Er führte seine Brüder aus den Grotten heraus, baute eine Kirche, ein Kloster, ein Gästehaus und ein Spital. Die ganze Gründung wurde nach der Regel des heiligen Theodor von Studion geleitet. Theodosius war voll Milde gegen die Seinen; aber, wie es wohl geschieht, wurde das nicht immer verstanden. Sein letzter Wille wurde mißachtet, selbst insofern er sich auf seinen Nachfolger bezog. Er ging in seiner Nächstenliebe so weit, selbst Räuber in seinem Gästehaus aufzunehmen und sich die durchaus weltliche Musik des Großfürsten anzuhören, nur um Gelegenheit zu haben,

ihm einen Rat zu erteilen. Aber dieser milde Vorsteher war ein erbarungsloser Feind des Lasters. Mit der ganzen Unduldsamkeit seiner Zeit ging er gegen die Reste von Heidentum vor, welche die Religion ver-seuchten, und gegen das Nationallaster der Trunksucht. Was diese angeht, so versicherte er, es sei nicht sehr schwer, aus einem Besessenen mit Hilfe des Exorzismus den Teufel auszutreiben; aber wenn es darum ginge, einen Russen von der Trunksucht zu kurieren, so würden alle Exorzismen aller Priester der Welt dazu nicht hinreichen. Wenn es sich um Arme handelte, kannte seine Großmut keine Schranken, er baute dann völlig auf die Vor-sehung. Vor allem aber war der Begründer des mönchischen Gemein-schaftslebens in Rußland ein ausgeglichener Charakter. Theodosius re-gierte gewissenhaft; er sorgte für die geistliche Ausbildung seiner Mönche und ging nie bis ans Äußerste seiner Rechte. Er begriff auch, daß das Gute, das in den Klöstern geschieht, selbstverständlich über die Kloster-mauern hinauswirken soll. So ist Theodosius zum Ideal des heiligen Vor-stehers aufgestiegen.

Seiner freundlichen Erscheinung steht die rauhere Gestalt des heiligen Abraham gegenüber († 1221). Abraham begann damit, seine Güter an die Armen zu verteilen und als Narr in Christo zu leben. Er wurde Mönch in Smolensk, damals einem Zentrum des geistigen Lebens, und warf sich mit Leidenschaft auf das Studium der Väter, besonders des heiligen Chryso-stomus und des heiligen Ephrem des Syrers. So wurde er der erste in der Reihe der Heiligen mit hoher geistiger Bildung. Gleichzeitig führte er ein Leben strengster Buße. „Sein Körper“, so berichtet sein Biograph, „trug sichtbar die Spuren der Entsagung. Seine Gebeine waren abgemagert wie die Reliquien. Mit seinem schwarzen Bart und seinem kahlen Haupt glich er dem heiligen Basilius.“ Mit größerem Recht hätte er auf den heiligen Hieronymus hinweisen können. Wie vor diesem seinem palästinensi-schen Bruder zitterten auch nicht wenige vor Abraham, selbst noch wenn er ein Almosen gab. Wie jener studierte er unermüdlich die heiligen Schriften. Hinzu kam eine große Liebe zur Liturgie und eine gewaltige Predigergabe, die sich zu schreckenerregendem Prophetenton steigerte, wenn er auf die Letzten Dinge zu sprechen kam. Wie der heilige Hierony-mus hatte er nicht nur Freunde. Sein Einfluß, seine Erfolge als Seelen-führer erweckten ihm in den Kreisen der Ignoranten und Intriganten Nei-der. Abraham selbst hatte durch seine Angriffe auf „die Unwissenden, welche die Würde des Priestertums auf sich genommen hatten“, die Ruhe von Persönlichkeiten gestört, die sehr empfindlich waren, sobald man an ihre Vorrechte rührte. Unwissenheit und Intrige verbanden sich zur Un-gerechtigkeit: fünf Jahre lang wurde Abraham „als ein Missetäter ent-ehrt und verunglimpft“; denn, fügt sein Biograph hinzu, „die Vorsteher und Priester hätten ihn am liebsten lebendig verschlungen“. Die Folge war, daß man ihn der Häresie, eines zweifelhaften Prophetentums und verdächtiger Lektüre beschuldigte, ein Prozeß voll Voreingenommenheit, bei dem es dem Heiligen nur mit Mühe gelang, sich von den erhobenen Beschuldigungen zu reinigen. „Zum ersten Mal“, bemerkt P. Kologrivof, „stoßen wir hier in der Geschichte der russischen Frömmigkeit auf einen Konflikt zwischen dem echten theologischen Denken und dem unwissenden Obskurantismus einer

Klique.“ Dennoch ist es Abraham gelungen, eines der Lieblingsthemen des russischen religiösen Denkens herauszustellen: die Eschatologie.

Das heilige Mönchtum hatte sich in den Gebieten westlich des Dnjepr weithin ausgebreitet, als im Jahre 1223 die Horden Dschingis Khans und seit 1237 die von Batu einfielen, die Steppe verwüsteten und sich als „Beschützer“ des Landes niederließen. Kiew, damals die bedeutendste Stadt auf russischem Boden, war 1240 zu einem Flecken von 200 Feuern zusammengeschmolzen. Man kann nicht sagen, daß die Tataren die Kirche verfolgten; sie beließen ihr sogar ihre Vorrechte. Dennoch trug ihr Erscheinen dazu bei, daß das Mönchsleben auf die Dauer eines Jahrhunderts verfiel.

Die Folge des Tatareneinfalls war, daß die Zivilisation um die Mitte des 14. Jahrhunderts zum guten Teil nach Norden auswanderte. Von nun an wird Moskau zur Hauptstadt. Das Mönchtum folgte dieser Bewegung und nahm unter den veränderten Umständen neue Formen an. Bis zum Tatareneinfall waren die Klöster in der Regel vor den Toren der Städte errichtet worden. Nun, wo sie nach Norden zogen und sich am Oberlauf der Wolga niederließen, wählten die Mönche die Einsamkeit, d. h. sie gingen in die Wälder und nahmen dadurch von selbst ein härteres und mehr der Beschauung geweihtes Leben an.

Der heilige Sergius († 1392) ist nicht nur der geistliche Führer dieser neuen Mönchsscharen; er ist auch eine der großen Gestalten der nationalen Einheit. Wenig spekulativ begabt, aber sehr geschickt, hatte der Heilige schon früh an geistlichen Dingen Gefallen. Er war für das mönchische Leben wie geschaffen, und es fehlte nicht an Klöstern in Radonesch; doch der junge Mann zog die Einsamkeit vor. Mit seinem Bruder zusammen zog er tief in den Wald hinein und baute sich aus Baumstämmen eine Zelle und ein Oratorium. Solcher Art waren die Anfänge des berühmten Sergius-Dreifaltigkeits-Klosters, das einer der heiligen Orte Rußlands werden sollte. Das Einsiedlerleben, das der Heilige dort führte, war so hart, daß sein Bruder, sein erster Gefährte, ihn schließlich wieder verließ. So fand sich Sergius eines Tages allein mitten unter den wilden Tieren und Furcht befiel ihn. Doch hielt er zwei Jahre in dem Podwig des Schweigens und der Einsamkeit aus. Sein einziger Gefährte war ein friedlicher Bär, der ein Jahr lang regelmäßig zu ihm kam und das magere Mahl des Einsiedlers teilte.

Endlich schlossen sich ihm auch Gefährten an. Mönche, die ihn von Zeit zu Zeit besuchten und in den Bann seiner Persönlichkeit gerieten, baten ihn, sich unter seinen Gehorsam stellen zu dürfen. Man erstellte unter den Bäumen eine größere Kirche und ein Dutzend Zellen und lebte nach der Art der Idiorhythmiker, die damals am verbreitetsten war. Notgedrungen fügte sich Sergius darein. Er nahm sogar die Priesterweihe an. Doch sobald es ging, stellte er die alte Zönobitenregel in ihrer ganzen Strenge wieder her. Das ging nicht ohne Einspruch der Mönche, besonders seines Bruders ab, der sich wie es scheint, nach seiner Rückkehr an die Spitze der Unzufriedenen stellte. Diese konnten sich übrigens auf gute Gründe berufen. War doch eines Tages die Not so groß, daß sich selbst der Obere, um seinen Hunger zu stillen, für den mageren Lohn einiger verschimmelter Brotkrusten als Zimmermann einem alten Mönch verdingte. Sergius besaß eine robuste Gesundheit, scheute vor Handarbeit nicht zurück und half gern in der Küche, der Tisch-

lerei, im Garten und beim Roden mit. Doch besiegten weder seine Milde noch sein Beispiel den Widerstand der Unzufriedenen. Endlich waren die Kräfte des Oberrn erschöpft. In aller Stille verließ er sein Kloster und verschwand im Walde. Er verblieb dort mehrere Monate. Aber die Mönchsgemeinde rief ihn zurück, und so kehrte er endgültig in sein Kloster heim. Im übrigen liefen in der Folgezeit reichliche Gaben ein, die eine fühlbare Erleichterung brachten, ja das Kloster zu Wohlstand führten.

Sergius war in seinem Regiment noch zurückhaltender als Theodosius. Er war von einer unerschütterlichen Güte, von einer maßlosen Mildtätigkeit und so demütig, daß er das Bischofsamt zurückwies (es handelte sich um den Stuhl des Metropoliten von Moskau). Er besaß die Gabe der Prophezeiung und war zur Gnade tröstlicher Schauungen erhoben. So erscheint er uns als der erste große Mystiker Rußlands. Aber diesem Mystiker war die Politik nicht fremd. Der Großfürst von Moskau Demetrius kannte ihn gut, und als er im Jahre 1380 gegen die Tataren in die Schlacht zog, legte er Wert darauf, sich der Gebete des heiligen Igumen zu versichern, der ihn segnete und zwei seiner Mönche zum Stab des Großfürsten abordnete. Am 6. September siegte Demetrius in Kulikowo. Von nun an nannte er sich Demetrius-Donskoi; die russische Erde war gereinigt von der Gegenwart der Mongolen, Sergius aber sollte eines Tages zum Beschützer ganz Rußlands ausgerufen und sein Kloster als Hort der nationalen Einheit angesehen werden.

Tatsächlich rechtfertigte das Dreifaltigkeitskloster im 17. Jahrhundert diesen Ruf. Von September 1608 bis Januar 1610 hielt das Kloster, das stark befestigt worden war und von 2500 Mann, darunter 300 Mönchen verteidigt wurde, 15 Monate hindurch siegreich der Belagerung durch die Polen stand, „im Namen der Heiligsten Dreifaltigkeit, der reinsten Jungfrau Maria und der heiligen Fürbitter bei Gott, den heiligen Sergius und Nikon“ (dem Nachfolger von Sergius).

Zu Lebzeiten des Stifters nahmen 25 Klöster vom Dreifaltigkeitskloster ihren Ausgang; mehr als 70 beriefen sich in der Folgezeit auf seinen Einfluß. Wenn auch nicht alle in gleicher Weise das Ideal des Sergius verwirklichten, so bildeten sie dennoch sämtlich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts einen wichtigen Faktor des Wiederaufstiegs der Nation und der Zivilisation nach dem allgemeinen Niedergang, der durch den Tatareneinfall verursacht worden war. Der Strom heiligen Lebens weitete sich nach Süden, d. h. nach Moskau hin aus und noch mehr nach Norden in die wilden Wälder jenseits der Wolga, die man mit Recht Thebaïs des Nordens genannt hat. Die ersten Mönchssiedler kolonisierten mit dem heiligen Cyrill († 1427) die Umgegend des Weißen Sees und gelangten bis zum Weißen Meer, wo sie Solowki gründeten. Die Mönche des heiligen Paul von Obnora († 1429) siedelten im Wald von Komel; andere zogen zum Kubensee, und damit fand die zivilisatorische und religiöse Mission der Mönche im Gebiet von Wologda ihren Abschluß.

Ein anderer Mönch und Kulturbringer, Zeitgenosse und Freund des heiligen Sergius, ist der heilige Stephan von Perm († 1396). Er war hochbegabt, ein ausgezeichneter Kenner des Griechischen und der profanen Literatur, was damals in Rußland selten war, und ein begeisteter Schrifterklärer. So

schien Stephan bestimmt, eine Leuchte der theologischen Wissenschaft zu werden. Aber er fühlte sich gleichzeitig zu den Syrjänen, einem Volksstamm des Ostens hingezogen, dessen Sprache er kannte. Für sie opferte er seine ganzen wissenschaftlichen Neigungen. Übrigens kam bei seiner Missionsarbeit seine Begabung nicht weniger zur Geltung als sein Opfergeist. Stephan leistete für diese Heiden das gleiche, was Cyrill und Methodius für die Slaven geleistet hatten: er bildete in Anlehnung an die bei ihnen heimischen Runen, die in die Bäume eingeschnitten wurden, eine syrjänische Schriftsprache. So vermochte er zu gleicher Zeit der ihm anvertrauten Herde das Evangelium zu verkünden und sie für die Kultur zu gewinnen. Stephan plante sogar eine eigene syrjänische Liturgie. Er gab somit jeden Gedanken eines kolonisierenden Nationalismus, wie wir heute sagen würden, auf, um Volksstämme zur Kultur und zur Kirche zu führen, die zu jener Zeit gar keinen Grund hatten, sich nach Moskau zu richten. Es versteht sich von selbst, daß ein so kühner Plan auf heftigen Widerstand stieß. Er mußte schließlich aufgegeben werden und hinterließ in der von Moskau geprägten Orthodoxie keine Spuren.

Auch der heilige Nil Sorski († 1508) geht durch das Kloster Kyrillow, wo er seine ersten Mönchsjahre verbrachte, auf den heiligen Sergius zurück. Doch übte ein längerer Aufenthalt auf dem Berge Athos auf seine Spiritualität einen entscheidenden Einfluß aus. Vom Athos brachte Nil eine Betrachtungsmethode mit, ferner ein gesteigertes Interesse an den Werken der Väter und den Gedanken, in einer ganz kleinen Gemeinschaft, dem Skit, zu leben, wo eine größere Lebensstrenge und zugleich mehr Elastizität möglich war als in den großen Konventen. Er lebte bis ans Ende seiner Tage nahe dem Fluß Sora nur wenige Kilometer von Kyrillow entfernt. Nil war ein demütiger und gütiger Mensch und pflegte die Freundschaft. Er war ein bedeutender Kontemplativer, der das Maß liebte und den Wert der Intelligenz zu schätzen wußte. „Ohne Einsicht“, sagte er, „kann selbst das Gute zum Bösen werden.“ Er begriff, daß die Kontemplation wichtiger als das Fasten ist und nicht weniger durch die „lectio divina“ als durch Schweigen und Aszese genährt wird. Er, der selbst Griechisch verstand, arbeitete an einer Wiederherstellung der Vätertexte und ihrer Übersetzung ins Alt-slavische. Vor allem aber schrieb er seine „Regel“ (ustaw), die trotz des Titels weniger eine Regel als ein Traktat der Aszese und Mystik ist. Darin entwickelt der Heilige seine Methode des Aufstiegs zu Gott. In Wirklichkeit waren seine Gedanken nicht absolut neu. Aber er hat sie mit einer solchen Sicherheit und einem solchen Gespür für die geistliche Psychologie vorgetragen, daß er mit Recht als „der einzige mystische Schriftsteller des russischen Altertums“ (Arseniew) hingestellt wurde.

Von litauischer Abstammung ist Joseph Wolokolamsi († 1515), eine der markantesten Gestalten der Moskauer Richtung. Er war ein Mann von stattlicher Erscheinung und stolzer Haltung; intelligent, gelehrt, ohne gerade ein großer Theologe zu sein, ein mittelmäßiger Schriftsteller und eingefleischter Polemiker. Joseph besaß vor allem eine außerordentliche Herrschergabe. Von der Richtigkeit seiner Gedanken überzeugt, war er hart gegen sich und andere. Er führte seine Mönche, wie die Sergeanten Friedrichs des Großen ihre Grenadiere herumkommandierten. Er trug kein Be-

denken, die Härte bis zur Unduldsamkeit und Plackerei zu treiben. Er verlangte von allen und bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein den absolutesten Gehorsam. Nicht daß das Leben an sich sehr hart gewesen wäre; aber ständig war etwas vorgeschrieben und alles wurde überwacht. Der Vorsteher wachte persönlich über die Ordnung und wurde von „Aufsehern“ seines Geistes dabei unterstützt. Ein Gegenstand besonders kleinlicher Reglementierung war die Haltung in der Kirche, besonders wenn hochgestellte Besucher dem Gottesdienst beiwohnten (dabei war er sehr für prächtige Gottesdienste). „Falte die Hände, nimm die Füße zusammen!“ Und wenn die Mönche im Winter unter der Kälte litten, wenn „der Gedanke an das Feuer der Hölle“ nicht genügte, um sich zu wärmen, dann blieb immer noch übrig „vor dem schrecklichen und erbarmungslosen Gericht Gottes zu zittern“. Für Joseph ging die Heiligkeit von außen nach innen und war Sache der Gemeinschaft, nicht des einzelnen. Die Staatsraison war alles. „Der Wille des Mönches ist nicht der, den er hat, sondern den das Kloster hat“, d.h. letztlich der, den der Igumen hat. Für einen solchen Mann gab es nur ein Ideal: ein Musterkloster, möglichst aus Aristokraten rekrutiert, Mönchsbatallione, die aufs Wort gehorchten, eine prachtvolle Bibliothek, die Sakristeien voll von Schätzen, gut unterhaltene Ländereien und perfekt verwaltete soziale Einrichtungen, die übrigens mehr als Verpflichtung denn als Auswirkung eigentlicher Nächstenliebe verstanden wurden. Der Einfluß dieses Mannes, an dessen Aufrichtigkeit und Lauterkeit kein Zweifel besteht, entsprach seiner Willenskraft. Es war keineswegs in allem ein glücklicher Einfluß. Er hat sicher dazu beigetragen, daß die Heiligkeit verfiel. Joseph selbst ist zweimal heiliggesprochen worden; aber die Zahl der Heiligen, die aus seiner Schule hervorgegangen sind, ist äußerst gering. Dadurch, daß er die reglementierte Frömmigkeit förderte, die auf Kommando geschieht und die Seele verkümmern läßt, ist er der Hauptverantwortliche für den Bruch zwischen aktivem und kontemplativem Leben, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Rußland festzustellen ist.

Das Unglück wollte es, daß dieser selbstbewußte Charakter mit dem friedlichen Nil Sorski zusammentraf. Die Folge war, wie es bei allen Zwistigkeiten zwischen heiligen Männern zu geschehen pflegt (man denke z. B. an die Spannung Newman — Manning), daß es zum Ärgernis kam, bei dem der maßlose Polemiker nicht immer eine schöne Rolle spielte. Nil ließ trotz seiner sonstigen Milde in der Armutsfrage nicht mit sich reden. Er war die äußerste Armut, selbst in der Kirche. Seiner Meinung nach entsprach es einfach dem Evangelium, die beträchtlichen Summen, die man dazu verwandte, in den Sakristeien Schätze aufzuhäufen, an die Armen zu verteilen. Er vertrat ferner den Standpunkt, daß „die Klöster keine Dörfer besitzen und die Mönche sich von ihrer Hände Arbeit ernähren sollten“. Noch lebte man nicht in der Mitte des 16. Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich ein Drittel des gesamten kultivierbaren Bodens in Rußland in der Hand der Klöster befand. (Später, gegen 1760, besaß allein das Sergius-Dreifaltigkeitskloster 106000 Leibeigene!) Doch fürchtete Nil schon damals für das geistliche Leben der Mönche in Klöstern, die von den Großen zu reichlich bedacht wurden. Der Geist der Armut und des klösterlichen Eifers war dadurch von Zersetzung bedroht. Ferner konnten die mächtigen Wohltäter versucht

sein, sich in die inneren Angelegenheiten des Klosters einzumischen. Oder sie konnten Mönche dadurch ihrem Beruf entfremden, daß sie sie in weltliche Geschäfte, „diese von Würmern zerfressenen Blätter“, verwickelten. Wie sollte in einem Kloster, das als Ganzes stolz war, die Demut gelebt werden? Für Nil war das klösterliche Eigentum ein „Gift“, welches das religiöse Leben zu vernichten drohte. Vielleicht empfand er, ohne mit ihnen zu paktieren, eine heimliche Nachsicht mit den Häretikern der damaligen Zeit, die man als Beispiel hinstellte, weil wenigstens sie „nicht stahlen und die Grundstücke aufkauften“, wie es von den meisten Mönchen damals hieß.

Auf dem Konzil von 1503 um Rat gefragt, sah Nil keinen Grund, seine Auffassung vor dem Großfürsten Iwan III. abzuschwächen. Dafür bekam er Josephs Zorn zu spüren. Dieser vertrat mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters die Auffassung, daß der kollektive Klosterbesitz zulässig, ja empfehlenswert sei, wenn die einzelnen Mönche innerhalb des Klosters persönlich arm lebten. So würden sie von materiellen Sorgen frei und könnten sich um so ungehinderter den Aufgaben ihres Berufes widmen. Wenn anderseits die Klöster, diese Pflanzstätten des Episkopats, arm seien, bestände die Gefahr, daß der Nachwuchs für die kirchlichen Ämter versiege oder man doch nur unbedeutende Kandidaten präsentieren könne. Der Großfürst dachte, daß eines Tages doch all diese Güter der Krone zufallen könnten, und war auf der Seite Nils. Aber dessen Gegner sprach vor einem Konzil, d.h. vor Prälaten, die in der Mehrzahl reiche Pfründen besaßen. So errang Joseph den Sieg und war kein Sieger in Bescheidenheit. Fünfzig Jahre währte dieser Streit. Die Folge war, daß die russische Kirche einschließlich der Klöster fortan in einer mehr weltlichen als geistlichen Atmosphäre lebte. Zweifellos war Joseph auch zum Teil für die Mentalität mit verantwortlich, für welche die Kirche ein Beamtenapparat war, dessen besondere Aufgabe der äußere Glanz des Staates bildete.

Das Jahr darauf kam die Frage vor das Konzil, wie man sich den Judaisierenden von Nowgorod gegenüber zu verhalten habe. Wie im Konzil von 1490 war Nil für Milde. Joseph dagegen, der schon durch seine Streitschriften gegen die Häretiker berühmt geworden war, tat alles, um die Todesstrafe durchzusetzen. Was er damals schrieb, klingt für Menschen des 20. Jahrhunderts unglaublich: „Der Tod ist für die Häretiker selbst heilsam; denn er verringert ihre Verantwortung vor Gott. Einen Häretiker durch Gebet töten, nämlich dadurch daß man ihn bekehrt, oder ihn mit eigener Hand töten, das kommt auf das gleiche hinaus.“ Er war erst zufrieden, als Basilius III. befahl, „den einen die Zunge abzuschneiden und die andern zu verbrennen“. Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß die Mönche jenseits der Wolga, die sich schuldig gemacht hatten, den genannten Häretikern aus Nächstenliebe Unterschlupf gewährt zu haben, selbst in den Verdacht der Häresie kamen, verfolgt und schließlich zerstreut wurden.

Mit dem heiligen Demetrius († 1709) kehrt das heilige Mönchsleben wieder zu seinem Ausgangspunkt Kiew und dann Rostow zurück. Demetrius verkörpert den Podwig des idealen Bischofs. Wie alle Würdenträger der russischen Kirche hat er als Mönch begonnen. Er brachte eine solide intellektuelle und geistliche Bildung ins Kloster mit und war mit der Literatur und der abendländischen Scholastik in Berührung gekommen. Er war auch

für die Dichtung und vor allem für die Beredsamkeit begabt, und die Kirche hatte sich schon früh seiner Rednergabe bedient. Zum Igumen erwählt, machte er sich an das Hauptwerk seines Lebens: Die „Leben der Heiligen“, die das Lieblingsbuch der russischen Frömmigkeit werden sollten, erschienen von 1689—1705. Doch diese intensive geistige Arbeit, die er auch nicht aufgab, als er auf den Bischofsstuhl von Rostow erhoben worden war, und die seine Gesundheit untergrub, stellt nur einen Teil seiner Tätigkeit dar. Demetrius war nicht der Ansicht, daß „ein Erzbischof geboren ist, um sich verherrlichen zu lassen“ — er dachte dabei offenbar an einen Amtsbruder, der zu sehr auf seine Ehre aus war. In diesem Geist ging er an die Erziehung seines Klerus und seines Volkes. Es fehlte in dieser Hinsicht jedenfalls nicht an Arbeit. „Die Priester“, sagte er, „sind dumm und die Leute ohne Bildung.“ Er erzählte von einem Priester, der nicht einmal den Namen für das heiligste Sakrament wußte, das er verwahrte. Eines Tages fragte ihn ein Igumen, ob der Prophet Elias vor oder nach Christus gelebt hätte. Viele Priester hielten sich aus Gründen der Staatsraison nicht an das Beichtgeheimnis. Demetrius machte sich mit Erfolg an die Riesenaufgabe der Priesterbildung und der religiösen Schulung des Volkes. Den Schismatikern (raskolniki) gegenüber, die er milde behandelt wissen wollte, aber schlecht kannte, betonte er den Vorrang des Geistes vor dem Fetischismus äußerer Riten. Dem Zar Peter I. wagte er von der Kanzel aus harte Wahrheiten zu sagen. Seine geistliche Lehre, die sich gründete auf die Liebe, die Gerechtigkeit, eine Frömmigkeit nach dem Geist, auf Selbstverleugnung und die Beobachtung der Räte, ist nie in ein System gebracht worden — die ganze Art des Heiligen widersetzte sich dem; aber sie ist leicht von seinem Werk abzulesen. Kurz, dieser kleine, schwächliche und gebeugte Mann, der das vollendete Gleichgewicht zwischen kontemplativem und aktivem Leben gefunden hat, gehört in die Reihe der Väter der Kirche. Man nannte ihn den „russischen Chrysostomus“.

Der heilige Tychon Sadonski († 1783) war gleichfalls, bevor er sein Amt niederlegte, ein heiliger Bischof. Sehr begabt, aber sehr arm, mußte er sich das Geld für sein Studium durch seiner Hände Arbeit verdienen und dazu noch den derben Spott seiner Mitseminaristen über sich ergehen lassen. Dennoch studierte er Griechisch und Philosophie und wurde ein beachtlicher Kenner der Schrift und der Väter. Erst mit 34 Jahren wurde er Mönch. Zum Bischof von Woronesch ernannt, hatte er ein weites, halb barbarisches Land zu betreuen, in dem die Priester, kaum des Lesens und Schreibens kundig, die primitivsten Verrichtungen ihres Amtes nicht kannten und nicht einmal alle ein Evangelienbuch besaßen. Ihre sittliche Lebensführung war nicht viel besser. Selbst in den dreizehn Klöstern der Diözese war es mit den Mönchen ähnlich bestellt wie mit den Priestern. Vier Jahre mühte sich Tychon ab, sie, so gut er konnte, aus dem Größten herauszuführen. Dann zog ihn das vollkommene Leben immer mehr in seinen Bann. Er legte sein Amt nieder und zog mit einem Bettelsack davon, in den er ein paar Bücher und seinen Kamm hineingeworfen hatte. In Sadonsk, 80 Kilometer von Woronesch, ließ er sich nieder und verließ den Ort nicht mehr. Ein Mann der Sanftmut und Demut, lebte er in die Kontemplation versenkt. Er liebte den Umgang mit Einfältigen und Kindern und ertrug den Schimpf, den ihm

seine Mitbrüder und Oberrn reichlich antaten. Keine der Quälereien, die eine feindliche Umgebung zu erfinden vermag, blieb ihm erspart. Während der 14 Jahre seines Aufenthaltes in Sadonsk, die er zum Teil in strenger Abgeschlossenheit verbrachte, hat er kein einziges Mal das heilige Opfer gefeiert. Sicher war das Demut; aber der böse Wille der Kommunität war daran offenbar auch beteiligt, besaß doch die Sakristei nicht einmal die notwendigen Pontifikalgewänder. Sein eigener Igumen vergaß sich eines Tages so weit, ihn zu orfeigen, und als der Bischof die Stunde seines Todes nahen fühlte und darum bat, die Messe früher zu beginnen, wurde ihm selbst dieser letzte Trost verweigert. „Tantaene animis caelestibus irae — Kann so viel Zorn im Herzen der Himmlischen wohnen!“ (Aeneis I, 11). Man muß wohl in diesen Verdemütigungen einen wichtigen Teil von Tychons Podwig sehen. Seine Lehre jedoch ist beglückend. Dieser große Mystiker hatte ein lebhaftes Gefühl der kosmischen Freude, der Allgegenwart Gottes, der Wiederherstellung von Gottes Bild in der Seele und der Verklärung der von Christus erlösten Welt.

Nil Sorski hatte den Beinamen „der große Starze“ erhalten. Auch Tychon hatte sich im Starzentum bewährt, doch war es Paissi Welitschkowski († 1794), der als erster diese Lebensform auf eine besondere Höhe erhob und die Klöster aus der Lauheit erweckte, in die sie durch den übertriebenen Reichtum und die Bürokratisierung der Kirche versunken waren. Dieser Intellektuelle, der sich früh von der heidnischen Weisheit abgestoßen fühlte, dieser unvergleichliche Erneuerer des Mönchtums und Meister des geistlichen Lebens, ist viel herumgereist, bis er seine eigene Formel fand. Hatte er sich doch gelobt, nie in ein reiches Kloster einzutreten; und Rußland zählte deren wahrhaftig die Menge! Auch auf ihn übte der Athos, auf dem er 17 Jahre verbrachte, einen entscheidenden Einfluß aus, wo er zunächst im Pantokrator Kloster und dann im Skit des Propheten Elias lebte, der unter seiner Leitung zu einem regelrechten Kloster wurde. Es scheint, daß er dort geblieben wäre, hätten nicht kleinliche Schikanen ihn und seine Brüder zum Fortgehen gezwungen; die Russen wurden auf dem heiligen Berg nicht immer gern gesehen. Doch Paissi kehrte nicht nach Rußland zurück. Er ließ sich im Gebiet der Moldau nieder, wo er endlich einem Zönobitenkloster von 700 Mönchen vorstand. Das Ordensleben, das er dort leitete, war ausgerichtet auf die Liturgie, die geistliche Belehrung durch den Starez und die Herausgabe von Vätertexten. In seiner Spiritualität legte er den Hauptwert auf das Innere und empfahl sehr das „Jesus-Gebet“, eine Art Stoßgebet, das auf dem heiligen Berg verbreitet war; doch scheint ihn sein Anschluß an die Lehre Nil Sorskis vor Übertreibungen und dem Abgleiten in die Irrtümer des Hesychasmus bewahrt zu haben. Der Einfluß des Starzen, der seiner Heimat immer verbunden blieb, war so groß, daß er an den Grenzen nicht halt machte und weit nach Rußland hineinwirkte. Paissi wurde bis 1917 in Rußland als der „Erneuerer der klösterlichen Frömmigkeit“ und als Vater des Starzentums im 19. Jahrhundert angesehen.

Die Gestalt, in der sich die russische Frömmigkeit vielleicht am typischsten darstellt, ist der heilige Seraphim von Sarow († 1833). Seine Heiligkeit ist gekennzeichnet durch Wohlwollen gegen jedermann und große Güte, durch das ständige Bewußtsein von der Erneuerung des inneren Menschen,

durch äußerste Buße, eine sehr innige Liebe zu Maria, durch ein ganz im Heiligen Geist sich verzehrendes Leben und schließlich durch ein völliges Aufgehen im Dienst an den Mitmenschen. Obwohl er reiche natürliche Gaben besaß, war es diesem Ausnahmemenschen nicht leicht, sein vollkommenes Gleichgewicht zu finden. Dem wissenschaftlichen Wirken zog er die Einsamkeit der Wälder vor, wo er mitten unter den Tieren lebte, die in seiner Nähe zahm wurden und ihn über die Brutalität und Verständnislosigkeit der Menschen trösteten. Seine von Anfang an heldenhafte Askese wurde im Verlauf seines Lebens immer strenger: über 30 Jahre Eremitenleben, davon drei Jahre auf einem Stein als Stylit und acht Jahre völligen Schweigens in einer kaum erleuchteten und geheizten Hütte und Tragen eines Kreuzes aus Eisen. Doch das waren nur die äußeren Zeichen für seinen inneren Podwig. Dazu ertrug er mit Gleichmut die Eifersucht seiner Obern und Mitbrüder; die ganze Skala anonymer Verdächtigungen, welche die Seele mürrisch machen und sie mit Ekel und Überdruß, der großen Versuchung des Mönches, erfüllen. Aber das alles mußte dazu dienen, seine Heiligkeit reifen zu lassen. Nach dieser Vorbereitung verließ Seraphim seine Abgeschiedenheit und trat in den Dienst der Menschenseelen. Als ein gütiger Starez verkündete er das Evangelium der Freude, die mütterliche Liebe Marias, den Geist des Friedens, der eine Frucht der Heiligen Dreifaltigkeit in den Herzen ist, die allen Ballast von sich geworfen haben. „Die Freude ist keine Sünde“, so sagte er zu denen, die ihn besuchen kamen. Diese echte Freude, die im Geheimnis von Ostern ihre Quelle hat und eine Frucht seiner unendlich mühsamen Buße war, hat aus Seraphim „einen der vollendetsten Heiligen der russischen Hagiographie“ gemacht. Er starb auf den Knien, eine Kerze in der Hand, vor der Ikone der heiligsten Jungfrau.

Dennoch ist es nicht Seraphim sondern Paissi Welitschkowski gewesen, der direkt die großen Starzen des Klosters von Optina beeinflusst hat, dieser Zitadelle des geistlichen Lebens im Rußland des 19. Jahrhunderts. Drei große Gestalten haben Optina berühmt gemacht: Leo († 1841), Makarius († 1860) und Ambrosius († 1891). Alle drei zeichneten sich durch ihre Gabe aus, in den Seelen zu lesen und die Gläubigen zu leiten. Leo, sehr volkstümlich in seinem Bart, seiner Mütze und seinem weißen Bauernkittel, war kein Intellektueller, aber ein Weiser, dem man immer noch etwas von seiner niederen Herkunft anmerkte. Er empfing seine Besucher, während er Gürtel flocht, und fertigte sie mit kurzen Antworten ab; denn zu seiner Zelle strömte das Volk nur so zusammen. Der Bischof von Kaluga untersagte ihm, da er auf Leos Einfluß eifersüchtig war, Besucher zu empfangen. Leo unterwarf sich; aber nicht die Volksmenge. Er erhielt den Befehl, sein Mönchsgewand abzulegen, eine für den Osten besonders harte Maßnahme. Wieder unterwarf sich Leo; wie er sich gleichfalls unterwarf, als der Metropolit von Kiew Philaret, der ihm wohlgesinnt war, ihn bat, das heilige Kleid wieder anzulegen: Leo hatte keinen eigenen Willen mehr.

Makarius, sein Schüler und Nachfolger im Starzentum, hatte nichts vom stattlichen Aussehen seines Meisters. Er war von adliger Herkunft, zierlich gebaut, ein großer Vogelfreund, feingebildet, hatte ein unfehlbares Gedächtnis und war so demütig, daß er erst zwei Jahre vor seinem Tode die „große Einkleidung“ annahm. Wie Tychon Sadonski und wie so viele

andere russische Heilige, war er die Güte und Milde selbst und seine Führung voller Klugheit und praktischer Vernunft. Die Pilger, die ihn aufsuchten, waren vor allem Intellektuelle: Gogol, Kirejewski und viele andere sind durch seine Zelle gegangen. Auf ihn machte das keinen Eindruck. Und als ob seine Tätigkeit als Seelenführer ihm noch nicht genügte, unternahm er mit den Besten seiner Schüler, Theologen, Historikern und Literaturkritikern, die Herausgabe geistlicher Schriftsteller und machte so Optina zum Zentrum religiöser Bildung im damaligen Rußland.

Noch berühmter war Ambrosius. Er war ziemlich spät Mönch geworden und hatte mit Makarius an den Väterausgaben gearbeitet. Doch dieser Intellektuelle, der fünf Sprachen kannte, zog die lebendige Seelsorge vor. Er verband geistigen Scharfblick mit einer zarten Einfühlungsgabe, die aber nichts Weichliches hatte und, wenn es sein mußte, zu fordern verstand. Im übrigen hatte Krankheit seine natürliche Lebhaftigkeit gedämpft. Aber seine gute Laune hatte er behalten. Er empfing alle Welt: Intellektuelle und Bauern, und das dreißig Jahre lang. Auch er hatte wie seine beiden Vorgänger Widerspruch zu erdulden. Die Gründung eines Klosters von Ordensfrauen in Schamordino, nahe bei Optina, war der Anlaß zu häßlichen Maßnahmen. Der Heilige sah sie als Preis für seinen „unverdienten Ruhm“ an. Eine Ironie des Schicksals wollte es, daß er in diesem Kloster starb. Der Bischof von Kaluga, der dorthin unterwegs war, um den angeblich Abgeirrten zur Ordnung zu rufen, kam gerade recht, um sein Opfer zu Grabe zu tragen. Es war nicht Brauch, daß Bischöfe einem Mönch das letzte Geleit gaben; „aber“, gestand der Bischof, „dieser heilige Mönch war nicht wie die andern.“

Pisarew, einer der Väter der nihilistischen Generation, hat im vorigen Jahrhundert erklärt: „Man muß alles zerschlagen, was sich zerschlagen läßt. Gut ist nur, was den Schlägen standhält. Alles was sonst in Stücke geht, ist unnützer alter Kram.“ Die Revolution hat sicher sehr viel in der russischen Kirche verbrannt, was Schlacke war. Aber das Beste, die Seele, ist im Wesen nicht versehrt worden. Es ist durchaus möglich, daß in den Zwangsarbeitslagern oder in den Gefängnisklöstern von Solowki Starzen den Podwig fortsetzen, indem sie innig in der Gemeinschaft der Heiligen leben, dem Geheimnis, das dem russischen Denken ganz besonders ans Herz gewachsen ist. Es gab — und vielleicht gibt es sie noch — heimliche Gruppen von Mönchen oder Ordensfrauen, die hier und dort in den Kollektivs der Steppen die Einrichtung des Skits aufrecht erhalten. Auf jeden Fall hat sich die russische Frömmigkeit selbst unter dem bolschewistischen Regime gehalten. Sie konnte nicht ausgerottet werden. Die wenigen Reisenden, die hinter den Eisernen Vorhang gelangt sind, haben mit Staunen festgestellt, daß die dem Kult zurückgegebenen Kirchen von neuem besucht werden und auch junge Menschen ins Gotteshaus gehen. P. Rouet de Journal teilt mit, daß an die zehn theologischen Schulen wiedereröffnet worden sind und daß drei kirchliche Akademien Schüler aufnehmen. Die großen Nationalklöster, die in der Revolution verwüstet wurden, sind wieder aufgebaut worden, und ihre Pforten beginnen sich langsam zu öffnen, freilich mehr für historisch künstlerische denn für religiöse Zwecke. Das Geschlecht der Mönche hat keine le-

gale Existenz mehr. Dennoch ist es seit 1917 nicht ganz ausgestorben. Im Augenblick soll es in etwa 90 Klöstern wieder Mönche geben. So dauert gegen Wind und Wetter eine religiöse Lebensform weiter, die wohl bedroht, aber in ihrer letzten Tiefe unverwundbar ist. Pisarew hatte recht: „Gut ist nur, was den Schlägen standhält.“ Neun Jahrhunderte heiligen Lebens haben standgehalten.

Die gefährliche Macht

Von AUGUST BRUNNER S.J.

Macht als Erscheinung des Göttlichen

Von altersher ist die Macht dem Menschen als etwas Geheimnisvolles, ja als etwas Göttliches erschienen. Ein Unbegreifliches strahlt von diesem oder jenem Menschen aus, so daß sich ihm alle unterwerfen. Man weiß nicht, was es ist; es ist mit den Augen nicht wahrzunehmen und nicht mit Händen zu greifen. Und doch beugt sich vor ihm jeder Widerstand. Ja man freut sich, dazu auserlesen zu sein, ihm zu dienen. Die Geheimnisse der Welt scheinen vor dem Blick solcher Menschen offen dazuliegen. Wie könnten sie sonst Anordnungen treffen, die die Unordnung in Ordnung verwandeln, an Stelle des Krieges aller gegen alle Friede und Gemeinschaft stiften und durch die Zusammenfassung der widerstrebenden Kräfte geradezu übermenschliche Werke zustande bringen? Nur als Einklang mit dem Kosmos, als Teilhabe am Göttlichen, wußte man sich solche außerordentlichen Gaben der Beherrschung und Leitung zu erklären.

So wird es verständlich, wenn schon in frühen Zeiten bei den Ägyptern und bei den Sumerern der König göttlich verehrt wurde, wenn man in ihm die Stelle sah, wo der Wille und der Weg des Alls sich allen verständlich kundgab. Darum galt der König aber auch nicht nur als für das verantwortlich, was wir heute als die Aufgabe einer Regierung ansehen. Das Wohl seines Volkes einfachhin, reichlicher Regen oder versengende Dürre, Gesundheit oder verheerende Seuchen, reichliche Ernten oder Hungersnöte, Sieg oder Niederlage, Erfolg oder Mißlingen der Unternehmungen, das alles hielt man für wesentlich mit dem Verhalten des Königs verknüpft. Diese Überzeugung hatte sich bis in unser Jahrhundert hinein in China erhalten, war aber früher sehr weit verbreitet.

Als dann die griechische Philosophie auch über das Amt des Herrschers nachzudenken begann, da entstand die Gestalt eines Wohltäterkönigs, der gottgleich über den Menschen wandelt und sie weidet wie ein Hirt seine Schafe. Er kennt kein Gesetz als das seines Willens; dieser ist Norm nicht nur eines bestimmten Staates oder Landes, sondern des Alls überhaupt, mit dem der König durch seine Natur in Einklang steht. Wesen und Aufgabe des Königs stellt sich darin dar, daß er der ganzen Welt Wohltäter ist. Unter dem Eindruck der überragenden Gestalt Alexanders des Großen und dem